



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2015

literatur nr. 57

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Ulrike Rauch

Autorenfoto: Robert Fimbinger

Druck: Bookpress.eu

ISBN 978-3-902901-80-4



ALFRED PAUL SCHMIDT

Aus dem Grenzenlosen komm ich mir entgegen

Roman

1.

In den Sommerferien vor dem Übertritt in die Mittelschule war Dai Lanzer eines Tages vor den Sportwissenschaftler Dr. Lanzer und seine Frau, deren einziges Kind er war, hingetreten und hatte sie gebeten, man möge ihn fortan Dai nennen, dieser Name gefalle ihm besser als der, den sie ihm gegeben hatten. Das Paar, das in der Stadt Schenn einen professionellen Basketballclub leitete, entsprach diesem Wunsch schlicht deshalb, weil man die anstrengende Elternschaft übersprungen und sich gleich in dem bequemeren Fach »nachsichtige Großeltern« eingerichtet hatte, während man die Erziehung dem Knaben selbst überließ, der sich recht früh mithilfe von Leuten wie Nestroy, Mark Twain, Albert Camus und Thomas Mann zum geistigen Führer seiner Innenwelt machte. Später wandte er sich solchen Grundstürzern wie Nietzsche, Canetti oder Monsieur Cioran zu, dessen Ablehnung der Schöpfung ihm zwar strikte zuwiderlief, den er aber schätzte, weil er ständig jedem gängigen Denken widersprach.

Dass er sich das Draußen über das Medium von klugen Köpfen zuführte, Köpfen, die er keineswegs zur Gänze verstand, hatte zur Folge, dass er die Wirklichkeit nicht als wirklich schrecklich, sondern als erträglich empfand, als einen begrüßenswerten Widerstand, durch dessen Überwindung, zumindest als Versuch, man sich permanent selbst formatierte, ein lebenslanger Vorgang, wie ihm zu seiner eigenen Überraschung mit zwanzig einsichtig wurde, als man den unauffälligen Gesellen, zugeordnet der unteren Mittelmäßigkeit, etwas verspätet mit dem Reifeprüfungsdekret beglückte.

Obwohl er sich vorwiegend mit dem Betrachten der Dinge die Zeit vertrieb, war er seit der ersten Klasse Mittelschule stets darauf bedacht gewesen, dass er von seiner Umgebung Dai genannt wurde, angefangen von seinen Kameraden in den Schulen, in die zu wechseln ihm beschieden war, bis zu den Frauen und Freunden, nicht allzu vielen, die er im Lauf der Zeit gewonnen und wieder verloren hatte. Die Wahl dieses Namens begründete er mit sechzehn einem Mädchen gegenüber damit, dass er nichts bedeutet, wodurch er von jeder Anzüglichkeit eines Namens, der etwas bedeutete, unbehelligt blieb. Hieß einer beispielsweise Karl, musste er sich mit dem Kerl, den dieser Name transportierte, auseinandersetzen.

Inzwischen war es wieder einmal Winter geworden, Dai Lanzer zählte fünfundvierzig Jahre und ließ sich wie üblich, wanderte er durch die Stadt Schenn, von Gedanken begleitet, die sein Kopf halbwegs geübt produzierte, denn seit geraumer Zeit war er in der Hauptsache als Schriftsteller tätig.

Auf dem Serviten, dem zentralen Platz der Stadt, an einer Seite begrenzt vom mächtigen Rathaus im peinlich symmetrischen Konditorstil, an den anderen von hohen, in restaurierter Buntheit gehaltenen Bürgerhäusern von ehemals, auf diesem Platz, in dessen Mitte, hoch postiert, ein Prinz aus Eisen, betrachtete Dai die winterlich eingewickelten Leute, die, da und dort zu Schwärmen zusammengefasst, durcheinandergingen oder sich vor den verschiedenen Gemüseständen und Würstelbuden aufhielten. Diese dichte Art von Bewegung vor Augen, stellte er fest, dass ihm ihre Vielfalt eigentlich immer schon zugesagt hat. Aber warum? Das Ver-

gnügen am Herumschauen, er stand rauchend unter einem hohen, grün gestrichenen Kandelaber, besorgte ihm alsbald folgende Antwort: Trotz aller Verschiedenheit des Aussehens, des Groß und des Kleins, des Gehens und Stehens, der Haltung, trotz allen Kreuzundquers der Wege stellte die ungebundene Menge eine Einheit dar, etwas gemeinsam Überwölbtes, in das er sich, indem er ihm zuschaute, hineingenommen fühlte, vor allem durch das Gehen der Menschen in eine Richtung und durch das Zurückkommen als andere aus derselben, ein virtuelles Austauschen der Identität, das in Dai die Gewissheit entstehen ließ, keiner von allen gehe hier jemals verloren. Der ideale Schriftsteller, dachte er, wäre ein Eckensteher, der imstande ist, aus allen diesen Menschen, aus jedem Einzelnen seine Geschichte herauszufantasiieren.

In der Schreiberzeile um die Ecke, deren hoch aufragende Enge, sie fand sich auch in Nachbargassen, prägend war für das aus ferner Vergangenheit ehrwürdig Überkommene der Innenstadt, in dieser dunklen, kalte Feuchtigkeit verströmenden Häuserklamm überkam ihn wie meistens in jenen kaum weltbewegenden Gassen, es gibt sie überall, ein wehmütig süßes Gefühl der Verbundenheit mit seiner Heimatstadt. Sie hatte sich ihm als ein uraltes Dasein gleichsam einverleibt, ein ruhiges Stehen in der Zeit, das er seltsam genug in seinen Seiten oberhalb der Lenden, mithin nahe am Geschlecht wühlte und das ihm auf gänzlich unbestimmte Weise sein Wesen erklärte, dessen Einmaligkeit, die, weil die Gassen so waren, wie sie waren, auch nicht anders sein konnte, als sie war, weshalb ihm die Idee, zuliebe eines beruflichen Vorankommens von hier wegzuziehen, stets wie ein schmerzhaftes Zerbrechen seines inneren Gefü-

ges erschien. Eine deutliche Ausbuchtung seines Gefühls für diese Stadt, hielt er sich hier auf, war die, dass ihm von dem schroff bröseligen Gemäuer, das viele Jahrhunderte überdauert hatte, so was wie die Versicherung zugesprochen wurde, dass auch er, was immer auf ihn einstürzen mochte, die ihm zugemessene Zeit überdauern werde.

Indes ging die innere Bewegung der Schreiberzeile zum Licht, das vom Ende der Gasse, vom Ufer der Schenn her in die dunkle Mauerschlucht floss, und am Ende der Bewegung, erreichte man die Öffnung des Kais, wurde der Blick unwillkürlich nach oben gezogen, hinauf zur Weite des Himmels, der sagte, was er immer sagt, ob wolkenverhangen oder nicht, dass sowieso alles anders ist, als unser leutseliger Kopf der Welt die Rechnung ausstellt.

Die knapp hundert Meter lange Hauptbrücke erschien Dai, als er über sie ging, auf den ersten Blick irgendwie unvollständig, auf den zweiten wusste er, warum: Sie wies keinen einzigen Menschen auf, der, am Geländer stehend, in den winterlich dunklen Fluss hinunterschaute, ein Manko, das ihn erbarmte, prompt brachte er sich sorgsam in die geeignete Position, stützte die Ellbogen am Geländer auf und schaute dem Treiben der Wellen zu, dem Gleichbleibenden des Anschwellens, der Formen, der Schaumkronen, des Zerfließens zu runden, glatten Flächen, die sich nach und nach in kleines Gewelle verliefen. Dieses Einerlei in der Abfolge der Bilder und Figuren, dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung, ließ ihn an die erstaunliche Mechanik des Lebens denken. Dass er in den umliegenden Dächern keine verstaubte Luke ersann, in der sich ein von Menschenhass und Mordlust besessener Hecken-

schütze postiert hatte, der ihm die Brust durchschoss und der, als die Zeit reif war, den rekonvaleszenten Dai Lanzer, auferstanden von den Toten, im Gefängnis empfing, wo er dem Opfer seines Wahns, erfüllt von tiefer Reue, sein verhängnisvolles Leben erzählte, das der erschütterte Dichter sodann zu einer mehrheitsfähigen Presswurst verarbeitete, dass ihm nichts dergleichen in den Sinn kam, lag daran, dass dem guten Dai, der von Schnurre zu Schnurre lebte, jeder Geschmack am Mainstream fehlte, vielmehr glaubte er an die Lufthoheit des gewichtslosen Vogels, den die Zufälle des Windes von einem Gedankenkreis zum anderen trugen.

Viele Denker vergangener Zeiten, dachte er im Augenblick, allen voran die eigenwilligsten, waren zu der Ansicht gekommen, die Freiheit des Willens sei eine Chimäre, unser Leben ereigne sich ebenso wie das der Natur innerhalb unabänderlicher Gesetze, und vor wenigen Jahren war auch die aktuelle Hirnforschung bei demselben Ergebnis angelangt. Sie allesamt rechneten dem Menschen vor, er habe sich nicht selbst verursacht, sondern sei in jedem Moment die unausweichliche Folge irgendeines Anlasses, somit ein Machwerk von irgendjemandem, somit unfrei und ganz und gar in fremder Hand. Allein Dai fühlte sich bei dieser Rechnung nicht wohl, vielmehr konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, hinter der Erkenntnis einer grundsätzlichen Unfreiheit des Menschen stecke ein Bestreben, das ihn freisprechen möchte, eine Sehnsucht nach Unschuld; man benötigte, verbrieft und versiegelt, die Gewissheit, dass man die eigene Misere, wann immer man Lust hatte, jemand anderem in die Schuhe schieben konnte: Gott, dem Kosmos oder sonst irgendwem.

Nach einer Weile des Herumstocherns im Grundsätzlichen des Menschen, geleitet von der Frage, wie man dieser beschämenden Lage entkommen könne, stieß er auf die Liebe des Menschen zu sich selbst, die ihn an die von einem zum anderen denken ließ. Er stellte fest, dass wir keinerlei Mangel an Freiheit gegenüber dem erleiden, von dessen Liebe wir restlos erfüllt sind, selbst wenn diese Liebe unser Tun beschneidet. Die Verkürzung war durch Liebe begründet und damit eine Geste unserer Freiheit. Diese absolute Liebe mochte es von Mensch zu Mensch nicht geben, aber die Liebe zu uns selbst war unvergleichlich, sie würde nie von uns abfallen, da konnten wir noch so sehr wüten gegen uns selbst, es geschah alles aus Liebe. Sie war in alles an uns vernarrt, folglich auch in unseren Willen, er war ein Objekt ihrer bedingungslosen Umarmung, dem nichts fehlte, er durfte sein, wie er war, mochte er auch außerhalb dieser Liebe für den Verstand noch so mangelhaft sein. Die Entscheidung unseres Willens war für uns, und nur das zählte, immer spitze, selbst wenn ihre Richtigkeit mit einem Zweifel behaftet war, denn auch er war eine Regung unseres Willens. Die Vernunft erkannte den Willen als unfrei, die Liebe aber, verschossen in den Gefesselten, machte ihn frei. Der Verstand, so er kein vollkommener Trottel war, ging vor dieser Macht in die Knie. Mithin war der Mensch frei. Und mit dem Abrücken von uns selbst war es leider nichts, wir konnten uns niemand anderem auf den Rücken schnallen, wohl oder übel mussten wir uns selbst durch die Gegend rackern.

Dai Lanzer vermutete, dass es ihm ziemlich gut gehen dürfte, wenn er bei dieser Saukälte zu derart erfreulichen Überlegungen fähig war. Dass er sich bei diesen mit einem

erwärmenden Getränk bedankte, hielt er, als er durch ein Fenster in eine Kaffeestube blickte, für eine angebrachte Pflege seines augenblicklichen Wohlergehens. Mit einer Schale Schwarztee und einer Zigarette an einem Fensterplatz sitzend, es handelte sich um ein Kaffeehaus vom alten Schlag, erschien es ihm, als sonderten die dunkelroten Plüschbänke und Stühle rundherum die Einladung zu einer sorglosen Erschlaffung ab, ein Angebot, von den wenigen Gästen willig angenommen, das den Kern der behaglichen Atmosphäre ausmachte. Die rötlichen Eiseneinschlüsse in der steingrauen Marmorplatte seines Tischchens luden ihn wiederum auf etwas Abstand von sich selbst ein, indem er mit den Augen das Geäder in seinem verzweigten Dahinziehen verfolgte. Aus diesem Schauen, das eigentlich nichts sieht, in die Anwesenheit zurückgekehrt, holte er aus der Innentasche seines Sakkos ein gefaltetes Papier, auf dem er das Ergebnis eines Schreibefalls vom Vormittag festgehalten hatte, eine Szene, die er als Anfang einer Serie von Gesprächen dachte, von denen er wie von jeder seiner Arbeiten hoffte, sie würden ihn endgültig von seiner Einmaligkeit überzeugen. Da er aber wie immer seine Zweifel hatte, ob der Text überhaupt irgendetwas wert war, hielt er ihn unter die Lupe seiner Aufmerksamkeit und ging ihn noch einmal durch:

Ferdinand Graf Schönberg-Curanza, er erinnert äußerlich an den gegenwärtigen Papst, steht am Fenster seines Salons und betrachtet ein Marienkäferchen, das sich auf der Spitze seines Zeigefingers niedergelassen hat. Die Gräfin, eine stattliche Schönheit, sie trägt ein grünes Kostüm, betritt den Salon und bäugt den Grafen, der in den Anblick des Marienkäfers versunken ist.

Gräfin: Was ist denn los, Ferdi, du machst ein glückliches Gesicht wie, wie, ja wie ich selbst, aber eigentlich bin ich tief unglücklich.

Graf: So? Ach das kann warten, das Unglück ist ja sehr geduldig (*er hält ihr den Zeigefinger mit dem Käfer entgegen*). Stell dir vor, dieser Marienkäfer ist ein alter Bekannter von mir. Gestern hab ich ihn auf einem der Palmensträucher im Garten gesehen und heute fliegt er herauf in den Salon, um mich zu begrüßen. Ist das nicht lieb von ihm!

Gräfin: Ferdinand, ein Graf kann sich einiges leisten, aber findest du nicht, dass du ein bisschen zu weit gehst. Das ist doch irgendein Marienkäfer, wie kommst du darauf, es sei das Käferchen von gestern.

Graf: Als Edelmann, meine Liebe, kann ich mir einbilden, was ich will. Was ist denn schon das Leben, eine einzige Illusion. Leider machen sich die Menschen ununterbrochen falsche Illusionen. Sie bilden sich ständig irgendein Unglück ein, das über sie hereingebrochen ist. Man ist nicht von Adel, weil man besonders tapfer, klug oder herzensgütig ist. Man ist Aristokrat, weil man weiß, die Welt ist ein Narrenhaus, das zu verlachen die einzige Ehre ist, die man ihm erweisen kann. Dieser kleine Käfer denkt genau wie ich. Wir haben gestern darüber gesprochen. Und deshalb ist er heute mein Freund.

Gräfin: Ist ja gut, Ferdinand, ich hab dich schließlich geheiratet, weil ich schon als Kind gefürchtet hab, dass mich alles zu Tode langweilen wird. Aber trotzdem würde ich dir raten, deine Marienkäfergeschichte besser für dich

zu behalten. Wenn die Leute erfahren, dass du mit Insekten befreundet bist, dann ...

Graf: ... dann könnten sie anfangen, mich für Ihresgleichen zu halten. Belämmert und verloren in einem rätselhaften Burgenland. Weit gefehlt, meine Liebe, ein Graf steht für die Menschen über ihrem Begreifen. Er ist eine traumhafte Naturerscheinung. Vor ungefähr zwei Tagen treffe ich den Bürgermeister und Abgeordneten zum Nationalrat auf der Straße.

Gräfin: Wieso erzählst du mir, dass der Mann dem Nationalrat angehört, das ist mir doch zur Genüge bekannt.

Graf: Ja. Gerade das Bekannte ist am meisten bedroht, dass es vergessen wird, genau deswegen erzählen sich die Menschen immer und überall dasselbe. Kurz und gut, der Mann teilt mir freudestrahlend mit, dass seine Frau einen gesunden Knaben zur Welt gebracht hat.

Gräfin: Na, sowas! Jahr und Tag hat es geheißsen, die Frau ist unfruchtbar wie die Wüste Gobi.

Graf: Das Gegenteil ist wahr. Unfruchtbar ist der Mann, der Bürgermeister, er hat es mir vor einem Jahr selbst gestanden.

Gräfin: Ich verstehe. Und das war für dich ein Grund, dass du dich herabgelassen hast, die arme Frau voller Mitleid in die Arme zu schließen?

Graf: Du kennst mich zwar gut, meine Liebe, aber so gut dann doch wieder nicht. Es war nämlich der Bürgermeister,

der mich angefleht hat, Exzellenz, haben Sie Erbarmen mit uns! Nichts kann die Zukunft meines Hauses besser garantieren als der Spross eines Mannes, dessen Verehrung durch das Volk mit jedem Tag wächst, an dem ihn der liebe Gott verrückter werden lässt.

Gräfin: Das hat er wirklich gesagt?

Graf: Es war die Botschaft seines Herzens. Den Klartext hab ich mir natürlich selbst ausdenken müssen. Aber jetzt, mit dem Knäblein in seinen Armen, ist seine Dankbarkeit für das Wunder grenzenlos.

Gräfin: Ein Wunder wirst du auch benötigen. Dein Versuch mit der Straußenzucht, verheerend, kann ich nur sagen. Fast eine Million, die wir verloren haben. Der Großteil der schönen Vögel ist der Vogelpest zum Opfer gefallen. Und den Rest wird sich die Seuche auch bald holen.

Graf: Jaja, ein sehr erstaunliches Jahr. Die Marillen sind erfroren, den Wein haben die Läuse vernichtet, die Zuckerrüben sind im Boden verfault und den Weizen hat der Hagel zusammengeschlagen. Es ist unglaublich, was der Natur alles zur Verfügung steht, um uns einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Gräfin: Das hört sich an, als ob du die Natur bewunderst.

Graf: Durchaus, meine Liebe, ich bewundere jede Natur, aber am meisten die, die mir selbst gegeben ist, ganz tief drinnen in mir verspür ich, wie mir das Herz im Leibe

lacht. Dass ein einziger Mensch so viel Unglück hat, ich kann mir nicht helfen, aber irgendwie kommt man sich wie ein Auserwählter vor. Ein Herz, das über sein Unglück vor Freude fast zerspringen möchte, das hat nicht einmal das Erzopfer aller Katastrophen, der heilige Hiob, in der Bibel geschafft.

Gräfin: Fehlt nur mehr, dass der Blitz das Schloss in Schutt und Asche legt, und du verlierst vor Glück deinen Menschenverstand.

Graf: Ach, mit diesem langweiligen Kerl hab ich schon lange Schluss gemacht. Ich hab ihn einfach fristlos entlassen. Dafür besitze ich diese köstliche Vernunft, die mir sagt, mein Elend geht mich nichts an. Je weniger mich mein Elend berührt, umso fröhlicher macht es mich.

Gräfin: Ich bewundere dich, aber ob ich dich weiterhin liebe, weiß ich nicht.

Graf: Das verstehe ich. Schließlich sind wir ruiniert.

Gräfin: Eben. Armut und Liebe, das ist absolut unästhetisch.

Graf: Du hast recht, Hetti, Armut und Liebe vertragen sich wie höhere Mathematik und Grüner Veltliner. Da müssen wir was machen. Es ist bald Herbst. Die Zeit der Jagd ist für das Völkchen von der Politik, von den Konzernen und Banken die Zeit der Lebenslust. Wir werden eine große Knallerei veranstalten, da können sich die Herrschaften ihren ganzen Frust von der Seele schießen.

Gräfin: Ach, das wird wieder was werden. Das ganze Schloss wird wie ein Hurenhaus stinken.

Graf: Ohne Huren geht es leider nicht. Töten und Ficken ist für die Plutokraten dasselbe wie Essen und Trinken für den kleinen Mann; es hält Leib und Seele zusammen.

Gräfin: Und du meinst, wenn die Herren ihre Büchsen und sonstigen Rohre leergeschossen haben, werden sie dir unter die Arme greifen? Aus Dankbarkeit, endlich einmal die Schweine gewesen sein zu dürfen, die sie in Wahrheit sind?

Graf: Nicht aus Dankbarkeit! Sie werden mich demütigen wollen. Einen Mann, der über sein Unglück lacht, kann man nur erniedrigen, wenn man ihm ein paar Millionen vor die Füße wirft.

Nachdem Dai den Text an einigen Stellen ausgebessert hatte, entschloss er sich zur Anrufung einer höheren Instanz. Er würde die Szene ins Internet stellen. Etwaige Leser sollten ihm mitteilen, ob sie sich von einer Fortsetzung der Arbeit eine Aufhellung ihres Weltbildes versprochen. Er bezahlte und verließ das Lokal, während er sich sagte, steht die Sache im Internet, hat er einer Hoffnung gegenüber eine Pflicht erfüllt, vergleichbar der eines Lottospielers, der regelmäßig sein Los kauft, weniger, weil er gewinnen möchte, sondern weil es ihn zufrieden stimmt, der Hoffnung gegenüber seine Schuldigkeit getan zu haben.

Nach einem zügigen Marsch durch die Gassen, der eine knappe Stunde dauerte, kam er in den geruhsam verschneiten Park, der sich an das Gelände des Funkhauses der schö-

nen Stadt Schenn anschloss. Die Uhr zeigte mittlerweile den Vierer des Nachmittags an. Da er aber inmitten dieses harmlosen Schneegeheges kein deutliches Gefühl dafür hatte, wie ihm zumute war, dachte er, die Zeit sei wieder einmal für eine Diagnose reif, die sich, das wusste er seit Längerem, durch eine geduldige Betrachtung seiner unmittelbaren Umgebung ermitteln ließ.

Der Park wurde von einer geraden Linie eng gepflanzter Laubbäume, deren Mitte ein kleines Wäldchen bildete, vom örtlichen Funkhaus abgetrennt, von den Wiesen, die den weißen Barackenstern mit Kommandobrücke umgaben. Er sagte sich, betrachte diese Trennlinie aus hochgewachsenen Besen, denen heute noch der Schrecken ihrer Vorfahren über das Aussterben der Dinosaurier in den Zweigen steckt, nimm sie vor die Linse, irgendetwas wird sich schon in dir rühren. Dass Dai, wie fast alle Menschen, Bäume liebte, war für ihn deshalb ein Trost, als es ihm sagte, gar so anders als die anderen bist du auch wieder nicht, es war sogar eine beruhigende Mitmenschlichkeit, von der er sich beim Anblick eines Baumes durchzogen fühlte. Musste er auf irgendjemanden warten, tat er es am liebsten in der Nähe eines Baumes. Ihn mit Muße zu betrachten verjagte jede Ungeduld, denn das Erraten der Gesten eines Baumes und seines Mienenspiels, zumal vom Wind bewegt, verlieh ihm das Gefühl einer Neugier, als wäre er dem tiefsten Geheimnis aller Lebendigkeit auf der Spur. Im ersten, kaum wahrnehmbaren Moment, schaute er zu einem Baum auf, war ihm, als erlebe er die Übereinstimmung aller Lebewesen, die vor allem Auseinanderstreben in die Getrenntheit liegt.

Sein Blick zu der Baumreihe und dem Wäldchen, er stand in einer Allee von kahlen Sträuchern, verfang sich aber

zunächst in der ungefähr hundert Meter langen Schneefläche vor den Bäumen, die seines Wissens Schwarzerlen waren. Es war eine angenehme Empfindung, die seinen Blick vorerst über der ebenen weißen Fläche ruhen ließ. Durch die Dämmerung, die langsam zunahm, kam ihm etwas entgegen, das er nach kurzer Besinnung zu treffen vermeinte, indem er dieses angenehme Etwas die Verführung durch die Milde des Nichts benannte. Die Erlen hingegen mit ihren dunklen schlanken Stämmen und den steil aufragenden Ästen, die sich zur Spitze hin zu immer dichteren langen Rutenbündeln verjüngten, bildeten zusammen eine Wand, grau gesprenkelt durch Schneebestäubung, deren senkrechte Fläche ein hauchiges Volumen, eine poröse Tiefe besaß, die den Blick anlockte, in ihr zu versickern, als würden den Blick in dieser Tiefe Räume erwarten, wo er sich in einem wohligen Nest zusammenrollen konnte.

Das Selbstverständliche einer Schneefläche und einer kahlen Baumwand in etwas Poetisches zu verwandeln, sagte er sich zuletzt, ist schließlich nicht nichts. Immerhin hatte er zwei schlichte Eindrücke aus ihrer Passivität gelöst und zur Aktivität gedrängt, ein Gelingen, das ihm unmissverständlich sagte: Guter Mann, du befindest dich in ausgezeichnete Form. Die Umgebung hatte sich als Arzt mit Tiefblick erwiesen. Ein schlichtes Dankeschön für dieses günstige Attest erschien ihm aber etwas knausrig, daher beschloss er, den nächsten Bettler, der ihm unterkam, mit einem Euro zu bedenken. Ein Bettler als Stellvertreter der Natur machte mindestens genauso viel Sinn wie die Vorstellung von Blicken, die sich in der imaginären Tiefe einer Baumwand in sich gekuschelt erholsamen Träumen hingaben.

Als er sich wieder zum Gehen wandte, sah er nach einer kurzen Weile am Ende der Allee, wo sie in eine Straße einmündete, für ein paar Augenblicke eine Frau, ehe sie hinter einem Haus verschwand, eine Gestalt, deren Profil und deren blonde Haare, wie ihm schien, Eva Fink, einer Schriftstellerin gehörten, mit der er, sie mochte etwa fünf- unddreißig sein, das eine oder andere Mal im Anschluss an Kunstereignisse an einem Tisch der Szenerie zusammengesessen war. Dai Lanzer rannte los.

Das Auffälligste an Eva Fink, saß man ihr gegenüber, waren, eingebettet in tiefe Höhlen, große, graugrüne Augen. Die gerade Nase, in den Nüstern leicht fleischig, war um eine Spur zu kurz geraten, dafür wirkte der etwas lange Abstand zwischen Nase und Mund wie ein Anlauf zu den üppigen, herrisch breiten Lippen, die sich knallrot geschminkt in einem ständigen Lächeln in den Mundwinkeln leicht nach oben zogen. Das Kinn war rundlich mild, aber ausgestattet mit zäher Energie. Eingerahmt wurde das Ganze von einer blonden, strähnigen Mähne, die unwillkürlich das Bild eines Bergponys herbeirief. Eine Verletztheit und Nachdenklichkeit war das Bestimmende ihres Gesichts, ein Ausdruck, der vornehmlich von den Augen, von dem schlagenden Weiß um die Iris getragen wurde, eine Klage um irgendetwas, das sie unwiderruflich verloren hat. Dieser Verlust, sagte sich Dai, dürfte der Grund sein, warum sie mit keinem ihrer Liebhaber, die sie häufig wechselte, eine länger andauernde Beziehung einging.

Nachdem er sie auf der Straße um die Ecke des Parkausgangs begrüßt hatte, waren sie zehn Minuten später Gäste eines kleinen, sparsam erwärmten Lokals, von dessen fünf

Tischen um die U-förmige Schank bloß einer besetzt war, mit drei Rentnern, die, bebiert und beweint, mit murmelnd geschäftigem Reden den Karten zusprachen. Zwei rothhaarige Frauen, natürlich gefärbt, dick und zerzaust, rauchten und tranken Weißwein auf Hockern an der Bar, wo sie auf einen mittelgroßen Mann einredeten, den starkknochigen Pächter vom Balkan, der, gelegentlich antwortend, Gläser polierte und in das verspiegelte Regal an der Wand seines hufeisenförmigen Tresens schlichtete.

Eva und Dai saßen in dieser Oase der geruhsamen Unerheblichkeit, die Anwesenden erschienen wie hineingeknetet in sie, am Tisch neben den Rentnern in gelben Armstühlen, bezogen mit abgeschmuddelten Blumenmusterstoffen, und diskutierten die Frage, ob man sich gleich oder erst morgen aufhängen solle. Eva kam vom Funkhaus, wo sie eine Erzählung angeboten, wo man ihr aber frei heraus beschieden hatte, in Folge des Andrangs seien die Aussichten, von ihr etwas zu senden, in der nächsten Zeit geradezu vernichtend gering. Die Sendezeit schrumpfte im Ausmaß der wachsenden literarischen Produktion.

»Naja«, sagte Dai, »meiner Meinung nach ist es so, das Vergnügen der Mehrheit stellt heute die Kommunikation dar, die natürlich umso besser funktioniert, je gedankenloser ihr Inhalt ist, ein Umstand, der ebenso natürlich zur Bildung einer gegensätzlichen Minderheit führt.«

»Aber gar so ein großes Vergnügen, gehört man zu dieser Minderheit, ist es nicht, die Aussicht, dass man sich einigermaßen einen Namen macht, ist mehr oder weniger null.«

»Den berühmten Schriftsteller«, sagte Dai, »hab ich mir schon längst abgeschminkt. Nach zwanzig Jahren am Schreibtisch habe ich mich damit abgefunden, dass ich nichts verkaufe, dass ich weder vom heimischen noch vom deutschen Feuilleton wahrgenommen werde, geschweige denn, dass ich davon träume, eines Tages wird mich das Fernsehen beispielsweise befragen, ob die kollektive Einbildung, wir seien eine kulturelle Großmacht, für das Gedeihen des Landes fruchtbar sei.«

»Na für mich ist doch klar«, sagte Eva, »das ist ein erschreckend versumpertes Land, das von Hinterweltlern bewohnt und folglich von Hinterweltlern regiert wird.«

»So ist es! Sei unbedeutend, sag ich mir täglich, es ist die einzige Art, wie man mit diesem Land solidarisch sein kann.«

»Da denk ich über mich aber wirklich ganz anders«, sagte Eva, »ich halte meine Arbeit für wichtig, nachgerade für eine schreiende Notwendigkeit. Ohne diese Überzeugung könnte ich nicht schreiben, über die Benachteiligten, über Menschen, die hundsgemein zu kurz gekommen sind, über die Techniken, zumeist schäbige, wie sie ihr unbeachtetes Leben bewältigen. Ohne literarische Darstellung der Missachteten und Verunglückten kann sich eine Gesellschaft nicht verbessern.«

Dai hatte eine Erzählung namens »Geiseln« von Eva Fink gelesen, die von einem Beziehungsgeflecht handelte, dem zwei lesbische Frauen, ein Ehemann und ein dreijähriges Adoptivkind angehörten. Die 30-jährige Ärztin Sylvia ver-

urteilte ihre Sexualität und bestand darauf, dass zwischen ihr und einer 50-jährigen Beamtin namens Gundl nichts als reine Freundschaft herrsche. Der Ehemann der Ärztin, ein hochdotierter Techniker, schien vom Verhältnis der beiden Frauen nichts mitzubekommen, zumindest tat er so, er selbst war so was wie ein asexuelles Wesen. Das Adoptivkind, ein Bub, diente der Ärztin, ihre hysterische Gier nach Normalität zu befriedigen. Zudem ekelte sie sich vor Kranken, war ebenso geldgierig wie boshaft und wusste mit dem Kind weder ein noch aus. Die Beamtin wiederum war ungemein dumm, rachsüchtig und massiv an Alkohol erkrankt. Die Beziehung der beiden Frauen folgte dem nicht ganz unbekanntem Muster, sie konnten weder miteinander noch ohne einander sein. Nach wenigen Tagen herzlichen Einvernehmens schickten sie einander abwechselnd in die Verbannung, bis der gegenseitige Hass erschöpft war und alles wieder von vorne begann. Das mühelos verständliche Ende: Ein von tiefstem Hass geprägter Bruch ließ die Beamtin hochgradig betrunken am Steuer ihres Autos versterben, und der undurchschaubare technische Ehemann machte sich heimlich von heute auf morgen aus dem Staub.

»Ich muss gestehen«, sagte Dai, »ich habe die Erzählung mit wenig Genuss gelesen, aber nachdem ich mit ihr durch war, habe ich für die Autorin große Hochachtung empfunden. Ich habe selbst zwei Romane mit einem Unglücksraben als Hauptfigur geschrieben, aber beide mit einem Happy End von der philosophischen Art, mit der Kompensation, dass der arme Hund fähig ist, die Welt zu verstehen, indem er über sein Unglück halbwegs trostreiche Überlegungen anstellt. Außerdem begegnen ihm zwischendurch Leute, die sich ihm gegenüber schützend verhalten.«

»Ich verstehe«, sagte Eva, »worauf du hinauswillst. Du hast Respekt vor Schriftstellern, die dem Elend unerbittlich ins Auge schauen und die Sache kaltblütig in die Katastrophe schreiben.«

»Ich gehöre leider wie auch das kollektive Unterbewusstsein zu den Feiglingen, die sich vor dem Untergang dermaßen fürchten, sodass er bislang noch nicht eingetreten ist, aber ich gebe zu, der Schrecken, der von dir und Federn deiner Art gezeichnet wird, zwingt die Schlappis wie unser-einen zu allerhand Hanebüchereien, die sie dann mit ihren Romanwerken als Notausgang verkaufen.«

»Tut mir leid«, sagte sie, »ich kenne nichts von dir, ich gehöre nicht zu den Schriftstellerinnen, die die Sachen der Konkurrenz lesen, damit sie wissen, wo sie stehen. Das ist lächerlich. Man zieht sein Ding durch, das reicht.«

»Du hast leicht reden«, sagte Dai, »du bist eine schöne Frau, du hast einen prominenten Verleger, der dauernd in den Medien ist, ich hab ihn sogar schon in den Seitenblicken gesehen.«

»Was! Du schaust Seitenblicke?«

»Natürlich! Der Prominente ist das Sprachrohr des kleinen Mannes.«

»Aber auch nur für postmoderne Ohren«, sagte Eva. »Jedenfalls, wenn der Waltersdorfer was verkauft, dann sicher nichts von mir, ich muss froh sein, dass er mich druckt, und damit hat sich's.«

»Dann ist ja alles in Ordnung«, rückte er ihr seine Stirn mit heller Lachmiene entgegen, »ich meine, du sagst, man zieht sein Ding durch, das reicht, wozu brauchst du dann noch tolle Verkaufszahlen?«

»Ich brauch gar nichts, aber die Leute brauchen meine Bücher! Warum? Weil ich das eben weiß!« Und nach einer Pause. »Aber das sag ich nur dir, wahrscheinlich, weil du eine schöne Stirn hast.«

»Ach so?«, nahm er seinen Oberkörper zurück und strich sich über die Stirn. »Das ist jetzt gar nichts, du solltest mich im Sommer sehen, da ist sie braun wie der Mond in Afrika. Und jetzt, bitte mich zu entschuldigen!« Er stand auf, ging zum Tresen vor und richtete einen fragenden Blick auf den Wirt, der als Kenner von Gesichtsausdrücken ohne jedes Wort den Arm erhob und ihn auf eine Tür im Westen des Lokals verwies.

Dass der peinlichste aller Menschengerüche mit der vollkommenen Erleichterung zusammengespannt ist, macht die Gasthaustoilette unwiderstehlich. Diese Einschaltung eines Facebookfeuilletonisten kam Dai in den Sinn, als er vor dem Urinoir an der weißen Wand aus gesprungenen Kacheln stand und weiterdachte: Was für ein sonderbares Mädchen, was für ein Selbstbewusstsein, ein glücklicher Zustand, wenn nicht schlechthin der in der Gnade. Eva war offenbar im Besitz der Wahrheit, eine Überzeugung, die so selten geworden ist, zumindest unter Kreativen, dass man sich geehrt fühlt, läuft einem diese Rarität über den Weg. Alle Welt ist sich einig, man spinnt komplett, glaubt man, der die das Größte zu sein, obwohl keine Sau von einem was will. Woher kommt diese Fähigkeit? Verdankt sie sich

einem Dachschaden? Oder kommt sie von einem Erkennen, das allein dadurch beweisbar ist, dass man ihm unverbrüchlich die Treue hält? Vielleicht, dachte er auf dem Weg zurück in die Stube, vielleicht ist der Glaube an sich selbst ein wesentlich größerer Genuss als meine luftigen Freuden, die das Denken erzeugt, wenn es die Falten des Lebens oder der Natur auseinanderzieht.

»Es ist ja nicht so«, sagte Eva, als er ihr wieder gegenüber saß, »dass ich die Einzige wäre, die von meinen Geschichten etwas hält. Es gibt eine Reihe von Uni-Germanisten, die von der Qualität meiner Arbeiten überzeugt sind, und einige Schriftsteller, die anerkannterweise was am Kasten haben, sind auch dieser Meinung, unter anderen der Adolf Maier, die Barbara Müller und der Gerhard Schmidt.«

Das habe schon etwas für sich, legte Dai dar, genieße man die Wertschätzung bedeutender Leute, aber was sei das schon gegen das Gefühl eines Topstars der Stillstandskultur, dem deren Anhänger zujubeln, wenn er sie mit seiner Inkontinenzprosa begeistert. Es ist nicht der Geist, der den Meister selig macht, es ist die imaginäre Versammlung der Körper, die ihn in sich aufnehmen, in denen er rauschhaft verschwindet, ihm geht es um die Entsorgung in einen goldenen Nebel, der wirkliche Tod ist dann nur noch eine Form der Formalität. Deswegen fühle sich jeder bestsellern-de Furz dem Schreibfellachen überlegen, der noch leben und jeden Stein umdrehen muss, der seinen Kopf durchwühlt, weil er dort nach einem Grund für sich sucht, und nicht, wie der Vorarlberger glaubt, weil dort die Kohle zu finden ist.

»Na wenigstens«, sagte sie, »kannst du schimpfen und stänkern. Ist doch was!«

»Sicher. Stänkern macht Vergnügen, man kann auf ehrliche Weise ein Trottel sein. Das ist übrigens der verborgene Grund, warum Thomas Bernhard so beliebt ist.«

»Na servus«, sagte sie, »dass du keine Leser hast, versteh ich eigentlich nicht.«

»Kein Wunder«, sagte er, »alles, was der Fall ist, ist genau besehen ein Zufall, und den hat noch nie wer verstanden.«

»Aber«, lachte sie, »aber als witziger Mensch wirst du doch wenigstens ein paar Freunde haben, die zu dir halten?«

»Naja«, sagte er, »neben der ganzen Schöpfung hab ich eigentlich niemanden außer meinen Verleger, einen Dr. Starski von der Nationalbibliothek, der nur veröffentlicht, was ihm wilde unverständliche Träume beschert. Deswegen liest er Manuskripte nur vorm Schlafengehen. Das Unterbewusstsein, sagt er, ist der einzig objektive Richter.«

»Und von was lebst du?«

»Von meiner Arbeit am Bau«, sagte Dai, »ich hab einen Verwandten, der hat eine Dachdeckerei, bei dem arbeite ich in der warmen Jahreszeit ungefähr vier Monate, das reicht für Kost, Logis und Konsum.«

»Alle Achtung«, sagte Eva, »da kennst du ja auch das Leben der Arbeiter.«

»Aber darüber schreibe ich nicht. Weil ich mich selbst nur aushalte, wenn ich mich in eine abgelegene Romanfigur verwandle, die im Tun, im Denken und im Empfinden ein Leben führt, das möglichst gegen den Strich gebürstet ist. Meine Umgebung, das bisschen, das ich habe, bescheinigt mir den Besitz eines heiteren, friedfertigen Naturells. Was denkst du, warum? Weil ich in meinen Geschichten ein fröhliches Leben führe, das mich auch außerhalb des Spielfelds mit guter Laune versorgt. Zu diesem Zweck muss man aber ziemlich anhaltend im Dichten versinken. Man existiert in der Beobachtung von sich selbst.«

»Das ist genau das«, sagte Eva, »worüber alle schreiben, über die Besonderheiten der Bildungsklasse im Denken und Empfinden. In meinen Augen eine Flucht aus der Ausweglosigkeit. Der Aufstieg zu den Herrschenden, die auf Bildung und Moral pfeifen, ist dieser Bildungsklasse verwehrt, weil sie die Primitivität, die zum Herrschen befähigt, verloren hat. In dieser Sackgasse glaubt man, man könne durch verschärfte Eigenwahrnehmung gegenüber den Herrschenden eine geistige Höhe erlangen, von der man auf sie herabsehen kann. Deswegen das unaufhörliche Nachdenken über Krankheit und Tod, über das Scheitern in Liebe und Konkurrenz, über das Unbewusste. Die Bildungsklasse hat nicht begriffen, dass sie sich selbst nur retten kann, wenn sie sich um die Armen und Verlorenen kümmert. Man hat nicht begriffen, dass man sich für diese Menschen interessieren, dass man mit ihnen teilen muss, um jene Macht zu erlangen, die uns von den Herrschenden befreien kann.«

Eva verstummte offenbar aus jener Verlegenheit, in die uns eine eigene Meinung häufig versetzt. Während sie ihre

Hand durch ihre Mähne gleiten ließ und zum Fenster hinausschaute, wo sich ihr Blick in den Gesichtern einer haltenden Straßenbahn verding, dachte Dai, alles Elend, wie immer es aussieht, beruht letztlich darauf, dass man dem, was uns zusetzt, geistig nicht gewachsen ist. In dieser Schwäche liege aber auch die Hoffnung, sie in Stärke zu verwandeln, anders sei die uferlose Menge dessen, was schon gedacht und mit Buchstaben festgehalten wurde, nicht erklärbar. Das Vergnügen, sich unentwegt geistig zu rühren, kommt von der Vorstellung, man sei selbst gegen das unbekannteste Unglück, so es plötzlich auftaucht, heute besser als gestern gewappnet, ja geradezu immun. Zudem fügen die Freuden des Gehirns der Umwelt den geringsten Schaden zu. »Natürlich stimmt es«, sagte er schließlich, »dass die Klasse der Gebildeten, wenn sie sich mit den untersten Schichten verbünden würde, an die Macht käme und die Herrschenden zumindest in die Schranken weisen könnte. Aber da fehlt noch viel. Bildung ist im gelungenen Fall, denkt man an den großen Horizont, nicht mehr als eine Vorschrift, wie man sich halbwegs gefällig benimmt. Der Rest ist berufliches Herumdoktern.«

»Der erste Schritt zu diesem Bündnis«, übergang Eva seine Sottise, »der erste Schritt ist der, man muss arm sein wie die Hilflosen und sich für ihr Leben interessieren!«

»Das mit dem Arm-Sein«, sagte Dai, »dürfte ich hinkriegen, mit dem Interesse für die Hilflosen hab ich aber ein Problem. Dass ich mich für mich selbst interessiere, ist der einzige Weg, mich selbst vor der Hilflosigkeit zu bewahren. Alles, was ich für die Hilflosen tun kann, ist, ihre Zahl nicht durch mich zu vermehren.«

»Das sind doch alles nur Ausreden.«

»Na und«, sagte er, »das ganze Leben ist eine Ausrede.«

»Wofür?«

»Dass wir alle Mörder sind«, sagte er. »Wenn das Leben gefragt wird, warum es nichts anderes als ein Fressen und Gefressenwerden ist, antwortet es immer, ich muss so sein, anders gibt es mich nicht. Jeder Depp gibt zu, ich bin zwar ein Arschloch, aber bloß notwendigerweise, ich habe mich nicht selbst dazu gemacht. Und genau dasselbe sagt die Wirklichkeit. Die Ausrede ist die: Nicht das Andere, sondern das Nichts ist die Alternative. Ich rede vielleicht unverständlich, aber alles Verständliche läuft auf die Rechtfertigung des gegebenen Schlachtfelds hinaus.«

»Interessant«, sagte Eva, »ich habe gehört, dass deine Romane, wenn's hochkommt, bestenfalls zur Hälfte verständlich sind.«

»So schlecht find ich das gar nicht. Das Halbverständliche ist der beste Trainer des Geistes, die zweite Hälfte muss er sich selbst ausdenken. Aber bis meine Bücher diesen Geist finden, hab ich den meinigen wahrscheinlich schon längst aufgegeben.«

»Eben«, sagte Eva, »deswegen ist die Frage die, wie bringen wir unsere Bücher zu den Menschen, die heute noch durch Lesen über sich hinauskommen möchten?« Sie hatte auch gleich eine Antwort parat. »Wir sollten zusammen mit einigen anderen Kollegen ein permanentes Seminar bilden,

in dem wir gemeinsam darüber nachdenken, wie unsere Bücher den Sprung zum Leser schaffen. Wir müssten lernen, wie man den Redakteuren von TV, Radio und Presse zum Glauben verhilft, sie hätten mit unseren Werken die von Genies in den Händen. Den angesehensten Professoren sollte es eine heilige Not sein, nachdem sie uns als lebende Fackeln des Wortes begriffen haben, unsere Ware als echte Nachfahren der erhabensten Weltliteraturfabrikanten zu erkennen. Wir sollten wie ehemals Oscar Wilde schamlos verkünden, man sei der neue Messias, der unbekannte Soldat und der Mann vom Mars zugleich. Da sich, wie immer schon, das Interesse an der Kunst von dem am Künstler ableitet, sollten wir intensiv erkunden, welche Art Anziehung den Blick des Publikums auf uns richten könnte. Kurz und gut«, endete sie, »wenn wir das Volk andauernd zur Begegnung mit dem Fremden ermuntern, schauen wir ziemlich blöd aus, wenn wir uns der Selbstbewerbung nicht stellen, etwas Fremderes gibt es für unsereinen nicht.«

»Aber dann«, sagte er, »sollte man sich schon klar sein, was diese Selbstbewerbung, was der Kampf um Aufmerksamkeit bedeutet. Das Publikum wandert auf dem Markt von einem Schreihals zum anderen, Stimmen, die einander nur durch Lautstärke oder sonderbare Gebärden überbieten können. In unserem Kontext heißt das, man spricht mit einem Journalisten, der uns im Namen seiner Kundschaft auffordert, komm mir nicht mit irgendwelchen Erkenntnissen, erzähl den Leuten, was sie wissen, aber erzähl es anders, schriller, wahnwitziger, greller, obszöner und so weiter.«

»Du kannst doch nicht behaupten«, erwiderte Eva, »dass sich der Martin Walser im Fernsehen wie ein Jahrmarkt-

schreier aufführt. Der Mann spricht in gekonnter Beredsamkeit, ruhig und ernst, mitunter launig, über das, wovon seine Bücher handeln. Natürlich hat er kontroverse Ansichten, aber wohl dosiert, weil er weiß, Dichtung ist wie Medizin, sie legitimiert sich durch maßvolles Verabreichen von Gift.«

»Im Feld, wo der Martin Walser operiert«, schüttelte Dai den Kopf, »geht es um etwas anderes. Was ein fescher Kampl den Leuten erzählt, ist ihnen wurscht, aber man erlebt einen Menschen, der bummfest von sich selbst überzeugt ist. Da die Leute selbst von gar nichts überzeugt sind, ist ein Mensch, der von sich und seinem Kram durchdrungen ist, eine Sensation. Er ist der Sieger in der Schlacht um die Aufmerksamkeit.«

Auf Dais Frage, wer die anderen seien, die Interesse an dieser Reklameschulung haben, nannte Eva zwei Frauen, deren Namen ihm nichts sagten, ehe sie auf Billy Keil zu sprechen kam, der sich seit einiger Zeit mit dieser Idee herumtrage.

»Wenn der Billy Keil dahintersteckt«, sagte Dai fast gerührt, »dann bin ich selbstverständlich mit von der Partie. Er hat zu mir einmal gesagt, je genauer ein Projekt in allen Winkeln und Details ausgefeilt ist, umso mehr ist man von seiner Durchführung freigesprochen.«

Vor 20 Jahren, als Dai mit dem Schreiben anfang, zog er ziemlich regelmäßig mit Billy Keil von einem Wirtshaus zum anderen durch die Nacht. Zumeist sprachen sie über berühmte Bücher und eigene Schreibvorhaben, nicht weniger oft über Verlage und Theater, deren Gründung sie in die Hand nehmen

wollten, aber sie schrieben auch einiges zusammen, immerhin bis zu dem Punkt, wo die Romane und Erzählungen reif zum Wegschmeißen waren. Zwei Drehbücher gediehen jedoch tatsächlich bis zu jener Seite, die mit »Ende« unterschrieben wurde. Selbstverständlich war aus beiden Büchern kein Film geworden. Da ihre Freundschaft immer mehr zu einem fruchtlosen Zweckbündnis wurde, zerfiel sie; man war sich in London wegen einer aufregenden Rothaarigen von angelsächsischer Herbsheit, mit der Billy abgezogen war, von einem Tag auf den anderen fremd geworden.

Es war dies eine Zeit, die meisten Dichter sind ihr unterworfen, in der man sich mit seinem Talent bekannt macht, das man, wie es sich gehört, überschätzt und in eine Falle verwandelt, die man nicht erkennt, aus der man dennoch herauskommen möchte, man schreibt wie besessen, natürlich vergeblich, eine Tragödie, die man jedoch mit einigem Glück zur Komödie umarbeiten kann.

Die allermeisten Dilettanten, besser gesagt Amateure, Dai zählte sich nur in schwachen Stunden nicht zu ihnen, erwarben sich nach seiner Meinung ein unermesslich großes Verdienst, sie schraubten den Wert der Literatur in unglaubliche Höhen, indem sie den Ruhm, den sie an Ausgewählte vergab, bis ans Ende ihrer Tage auf das Heißeste begehrten. Und sei es um den Preis ebenso neurotischer wie gnadenloser Selbstverspottung.

Dai wusste von zwei Romanen aus Billys Werkstatt, der eine handelte von der Existenz vor der Geburt und im anderen traf ein Milliardär seinen Klon, einen Bettler, aber was er sonst all die Jahre geschrieben hatte, wusste er nicht,

weswegen er sich von Eva erzählen ließ, dass Billy auch etliche Streifen fürs Kurzfilmprogramm eines deutschen Senders gedreht hat. In zwei dieser Filmchen auf Videobasis hat sie selbst die Hauptrolle gespielt. Sie hatte eine Zeit lang ein Engagement am Stadttheater Linz gehabt. Die eine Geschichte handelte von der Geliebten eines Pfarrers, die ihm durch Intrigen die Gemeinde zusammenhielt, die andere von einer Politikerin, die einem Mann, der sich in den Fluss gestürzt hat, das Leben rettet, kurz nachdem sie telefonisch erfahren hatte, dass man ihr wegen geistigen Diebstahls den Doktorgrad aberkannt hat. Sehr bizarr.

Das Bizarre, was ist das, fragte sich Dai, wahrscheinlich der ahnungsvolle Schrecken, dass alle Lebensfähigkeit aus den Abgründen zu uns heraufsteigt. Deswegen die unbezähmbare Lust, die wissen möchte, welche Ungeheuerlichkeiten dort unten ihren Geschäften nachgehen. Ein Gedanke, dachte er, der einem alten, weit gereisten Mann gut anstehen mochte, weshalb ihn Dai für sich behielt. Es reichte, wenn er gelegentlich meinte, er sei ein alter Sack, der schon längst seinen Wohnsitz im Jenseits von Gut und Böse aufgeschlagen hat. Außerdem wäre er einem Gespräch über das Thema ohnehin nicht gewachsen gewesen.

»Gut«, strich sich Eva die Kräuselung ihrer Nase glatt, »dann sag ich dem Billy Keil, du bist an der Sache interessiert?«

»Natürlich bin ich interessiert«, sagte Dai, »wenn ich auch nicht glaube, dass aus mir jemals ein brauchbarer PR-Mann in Sachen Dai Lanzer wird, aber wie soll man ein Ziel verfehlen, wenn man gar keines hat?«

Weitere Titel von Alfred Paul Schmidt
in der edition keiper:



Das andere Gestern

Roman

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-9502761-2-1



Nachbar Tod

Kriminalroman

204 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9029011-3-2



Das Buch der Schläfer

Kriminalroman

232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9503343-9-5